

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Zur Kunde des heimischen Jagdwesens.

Nach dem Rundgang durch die verschiedenen Räume, der etwa eine Stunde in Anspruch nahm, bedankte sich die Firma für den Besuch.

Die Teilnehmer verkehrten demnächst noch mit einander in dem Sedlmayrschen Bierlokal zum Spaten Friedrich Str. 172 in gewohnter zwangloser Weise.

Zur Kunde des heimischen Jagdwesens.

(Aus den Sammelkästen des Märk. Prov. Museums.)

(Vgl. Nr. 1-23 Brandenburgia II, 112-118, Ferner IV, 152-160 und VII, 200.)

(Fortsetzung.)

62) Einige nachfolgende Nachrichten aus anderen Teilen Europas mögen daran erinnern, wie es mit den Raubtieren bei uns im Mittelalter und teilweise noch zur Zeit des dreissigjährigen Krieges aussah.

63) **Welches Raubtier kommt in Europa am häufigsten vor?** Offenbar der Wolf. Die Zahl der in Europa lebenden Wölfe ist grösser, als man gewöhnlich annimmt. Selbst im Herzen des Erdteils, in unserem Vaterlande, halten sie sich in ziemlich beträchtlicher Menge auf, aber allerdings nur an der Ost- und Westgrenze. In Lothringen allein werden jährlich ungefähr 50 Wölfe erlegt. Geradezu überraschend ist jedoch die Zahl dieser Raubtiere in Frankreich. Nach den offiziellen Berichten des Ministers für Landwirtschaft wurden im Jahre 1887 701 Exemplare dieser gefährlichen Raubtiergattung erlegt, und in den vorhergehenden Jahren hatte sich diese Zahl noch bedeutend höher gestellt. Dagegen verschwindet Norwegen mit seinen 15 getöteten Wölfen jährlich vollkommen. Bei weitem die erste Stelle in der Häufigkeit der Wölfe nimmt natürlich Russland ein. Der Schaden, den sie hier im Viehstand anrichten, geht ins Enorme. Lasarewski berechnet den durch Wölfe verursachten Abgang an Haustieren auf 15 Millionen Rubel, den an Wild auf 50 Millionen Rubel. In Wirklichkeit werden die Zahlen, besonders die erste, sich jedoch noch höher beziffern. Sonderbar! Gerade Russland und Frankreich, das östlichste und westlichste, das unkultivierteste und das kultivierteste Land Europas, haben den grössten Überfluss an Wölfen.

B. T. Bl. 14. Jan. 1890.

63a) **Eine Wolfsjagd in der Bauernstube.** In dem galizischen Dorfe Przependow, Bezirk Tarnow, herrschte vor einigen Tagen unter den Bewohnern grosse Angst und Aufregung über das Erscheinen zahlreicher Wölfe, welche, von der äussersten Not getrieben, selbst bei hellem Tage raub- und mordlustig in unmittelbarer Nähe der Ortschaft herumschwärmten. Ein Bauer Namens Gawel Piatkiewicz sass mit seiner zahlreichen Familie in der Wohnstube, um mit ihr das gemeinschaftliche Mahl einzunehmen. Plötzlich wurden

sämtliche Anwesende durch das klägliche Angstgeheul des Hofhundes aufgeschreckt, der denn auch bald darauf zu aller Entsetzen mit einem Verzweiflungssprunge durch die Fensterscheibe Schutz suchend mitten unter die erschreckte Familie stürzte, verfolgt von einem riesigen Wolfe, der es auf den Hund abgesehen hatte. Das Aufkreischen der bestürzten Frauen und der Schreckensruf der Männer machten die Bestie stutzig, die sich so unerwartet so vielen schreienden Menschen gegenüber sah, und rasch wollte dieselbe auf demselben Wege, den sie gekommen war, das Weite suchen. Der beherzte Bauer jedoch, dies voraussehend, war mit einem Sprunge am Fenster, erwischte gerade noch eine Hinterpranke des flüchtenden Wolfes, die er, da der schwere Körper des Raubtieres aus dem Fenster hing, trotz aller Anstrengungen des gefangenen Räubers so lange festhielt, bis es dem ältesten Sohne des Bauern gelang, durch Axthiebe auf den Schädel die Bestie zu erlegen. Bei vielen Flaschen Wodka wurde dann in Gemeinschaft der Ortsinsassen die Heldenthat Piatkiewicz gefeiert. B. T. Bl. 27. Jan. 1891.

63c) Ein furchtbares Verbrechen wird demnächst seine Sühne finden. Das Schwurgericht in Wilna verurteilte das Ehepaar Smilkow, reiche Gutsbesitzer, zum Tode; das Ehepaar hatte sich eines grausigen Verbrechens schuldig gemacht. Im letzten Winter wurden die Smilkows, während sie mit ihren drei Kleinen von sechs, vier und zwei Jahren im Schlitten durch einen dicht bei Wilna gelegenen Wald fuhren, von einem grossen Schwarm hungrieriger Wölfen angefallen. Um das eigene Leben zu retten, warfen die Eheleute ihre drei Kinder den Wölfen zu und brachten sich, während die Bestien sich um die Beute stritten, in Sicherheit. Von den drei Kindern fand man nicht einmal die Knochen wieder. Im Gefängnishofe zu Wilna werden die beiden Mörder in kurzem gleichzeitig aufgeknüpft werden.

Mitt. vom Juni 1895.

64) **Raubtierjagd in Bosnien.** Bosnien und Herzegowina gehören sicherlich zu den europäischen Jagdgebieten ersten Ranges. Die bosnischen Gebirge beherbergen eine grosse Anzahl von Bären und die Niederungen an der Save werden nicht selten von Wölfen heimgesucht. Die bosnische Landesregierung zahlt daher schon seit dem Jahre 1880 bestimmte Prämien für die Erlegung dieser Raubtiere, und dadurch ist es möglich geworden, die Zahl der erlegten Bären und Wölfe einigermaßen zu kontrollieren. Hiernach wird die Zahl der in den Jahren 1880 bis inklusive 1889 in Bosnien und Herzegowina getöteten Raubtiere dieser Art auf 884 Bären und 8490 Wölfe angegeben. Davon entfielen auf das Jahr 1885 allein 1057 Wölfe und 129 Bären. Im Jahre 1887 wurden wieder 130 Bären erlegt, während die Zahl der Wölfe damals 971 betrug. Die Zahl der erlegten Stücke dürfte überhaupt noch etwas höher sein, als nachgewiesen werden konnte, weil in dem Falle, wo der glückliche Jäger keine Prämie verlangt, eine Anzeige an die Behörde nicht zu erfolgen braucht. Während die Wölfe in den nordbosnischen Bezirken Gradiska, Banjaluka, Prujavor, Dervent, Gradacac, Breka und Bjelina am zahlreichsten sind und übrigens in allen Bezirken des Landes

vorkommen, halten sich die Bären am meisten im Centrum des Landes, nämlich in dem westlich und südlich von Travnik und von Serajevo liegenden Berglande auf, insbesondere in den Bezirken Travnik, Jaice, Bugojno, Jojnica, Konjica, Foca, dann auch in Cainica und Rogatica, ferner in einigen Bezirken der Kraina (und zwar in Kljnc und Petrovac), endlich in den herzegowinischen Gebirgen von Konjica bis Gacko, hier besonders im Bezirke von Nevesinje. In allen den genannten Bezirken wäre die Bärenjagd lohnend. Am Nordrand Bosniens und der herzegowinisch-dalmatischen Grenze aber kommen Bären fast gar nicht vor. Mitteilung aus dem Jahr 1891.

65) **Eine Bärenjagd.** Am 29. v. M. meldete ein Bauer auf der Freiherr v. Popperschen Besitzung Weldzinz in Galizien dem Oberförster Julius Voigt, dass in der Nacht ein Bär seinem Schafstall einen Besuch abgestattet und drei Schafe gefressen habe. Es wurde sofort eine Jagd auf denselben mit Brackhunden arrangiert, bei welcher Gelegenheit der Bär dem Herrn Voigt auf circa zwanzig Schritte zum Schuss kam. Nach dem ersten Schuss, welcher das hintere Blatt traf, stürzte die Bestie unter fürchterlichem Gebrüll zusammen, erhob sich jedoch nach einigen Momenten wieder, um ihrem Angreifer an den Leib zu gehen. In diesem Moment krachte der zweite Schuss, welcher das Herz durchbohrte und das Tier tot niederstreckte. Das selten grosse und schöne Exemplar hat eine Länge von 2,15 Metern. Die Tatzenlänge beträgt 0,28 Meter und das Gewicht 273 Kilo. Herr Voigt ist derselbe Schütze, welcher vor acht Jahren auf derselben Herrschaft im Revier Zakla einen Bären erlegte, dessen Gewicht um 20 Kilo weniger betrug.

B. T. B. 8. Sept. 1893.

65 a) **Der Bär von Vrlog.** Von unserem b.-Korrespondenten wird uns aus Belgrad berichtet: Ein riesiger Bär war schon lange der Schrecken der Bevölkerung des Dorfes Vrlog bei Pirot in Serbien. Seit fünf Jahren schon stieg dieses Ungeheuer aus dem Hochwalde herab in das Dorf, um sich einen besonderen Schmaus zu verschaffen, und jedesmal erfasste die Bewohner ein panischer Schrecken, wenn sie ihn erblickten. Sie wagten es nie, einen Angriff auf das riesige Tier zu machen. So holte sich denn Meister Petz in aller Gemütsruhe ein saftiges Rind um das andere, sodass es neben vielem Kleinvieh schon 47 Ochsen waren, die er sich als Tribut von den durch die Furcht beherrschten Menschen seines Reviers selbst holte. Der Bär kam nur in der schönen Jahreszeit herab, diesmal aber musste ihn wohl der Hunger oder ein böser Traum aus seinem Winterschlaf geweckt haben; denn kürzlich sahen die Bauern mit Entsetzen ihr Ungeheuer am Waldessaum über den tiefen Schnee sich einen Weg in das Dorf suchen. Unbeschreiblich war die Angst. Man beratschlagte eine Weile, endlich aber wurde der Bezirksvorsteher benachrichtigt, der sofort eine Treibjagd veranstaltete. Und ihm gelang es wirklich, dem gefürchteten Bären den Garaus zu machen. Es war ein Prachtier von 2,20 Meter Länge und 340 Kilo im Gewicht. Die Gemeinde lässt sein Fell ausstopfen, um bei seinem Anblick sich an die ausgestandene Angst zu erinnern.

L. A. 31. Dez. 1899.

66) Über das „Bärenabenteuer“, das der Fürstin Hohenlohe, der Gemahlin des Reichskanzlers, zugestossen sein sollte, waren in der gesamten europäischen Presse gar seltsame Gerüchte verbreitet, die Herr v. Vietinghoff-Scheel, der Veranstalter der angeblich so gefährvollen Bärenjagd, in einem russischen Blatte folgendermassen berichtet: Auf der zu Ehren der Fürstin Hohenlohe veranstalteten Jagd ging ein Bär durch die grosse Treiberkette durch und legte sich zwei Werst von seinem ersten Lager wieder zum Winterschlaf, aus dem ich ihn später durch ein zweites Treiben störte. Aus dem Lager aufgescheucht, ging der Bär in gerader Linie auf einen etwa vierzig Schritte von mir postierten bewaffneten Treiber los, welcher so erschrak, dass er in der Richtung zu mir zu fliehen begann. Kaum aber hatte er einige Schritte zurückgelegt, als der Bär, seine Richtung verlassend, ihn verfolgte, unheimlich rasch erreichte und auch sofort annahm, indem er hochaufgerichtet ihn in seine Arme schloss. Doch ehe der Bär seine Mordwaffen in Funktion setzen konnte, erreichte ihn meine Kugel, so dass der Bär, den Treiber lassend, zwei furchtbare Sätze machte, um sich für immer niederzulegen. Der Treiber, der zu seiner Verteidigung seinen Arm vorgestreckt hatte, ist mit einem Biss davongekommen, er geht seiner Genesung bereits entgegen. Das ist das ganze Abenteuer.

B. T. Bl. 17. 4. 1896.

67) Junge Bären sind gutmütige Tiere. Im Jahre 1863 brachten die mir befreundeten Söhne des Gouverneurs von Warschau einen jungen polnischen Bären nach Berlin mit, welcher in meiner Wohnung Dorotheenstr. 62 untergebracht wurde. Er war zahm wie ein Hund, und folgte auch wie ein solcher seinem Herrn auf der Strasse. Da aber die Hunde, welche offenbar missgünstig waren, weil der Bär nicht, wie sie einen Maulkorb zu tragen brauchte, dem Tier zusetzten und Strassenaufläufe entstanden, so musste das Tier abgeschafft werden und kam in den Dresdener Zoologischen Garten. Alte Bären sind in der Gefangenschaft von den Tierkundigen mit Recht gefürchtete Tiere, sie sind übelnehmisch und gewalthätig. Der Wärter würde lieber zu einem Löwen in den Käfig gehen. Personen, welche zufällig oder absichtlich in einen Käfig mit alten Bären, längere Zeit in demselben gehaltenen Bären gehen, riskieren ihr Leben. Das Berliner und Berner Wappentier hat im Jahre 1890 dafür, wie die Nrn. 68 und 69 zeigen, einen traurigen Beweis gebracht.

E. Friedel.

68) Das Unglück im Berner Bärengraben. Aus Bern, 11. April schreibt unser Korrespondent: Der in den Bärengraben gefallene und von den Bären zerfleichte Mann heisst Christian Wüthrich. Sein Brod verdiente er als Kübler (Kübelmacher), Knecht und Zimmermann. Er wird als vorzüglicher Arbeiter gerühmt. Seine Stelle als Knecht in der Nähe von Bern musste er am 4 Februar verlassen, weil er dem Trunke ergeben war. In Bern mag er sich nach Beschäftigung umgesehen haben. Am Abend vor seinem Tode hat er in einer Wirtschaft der Stadt Bern Karten gespielt. Schon Abend 7 Uhr war er betrunken. In diesem Zustande hat er sich ohne Zweifel

an die niedere Umfassungsmauer des Bärengrabens gelehnt, er verlor das Uebergewicht und fiel hinab. Eine verbrecherische That erscheint ausgeschlossen.

B. T. Bl. 14. 4. 1896.

69) **Über den Leichenfund im Bärengraben zu Bern** wird uns in Ergänzung unserer telegraphischen Mitteilungen von unserem Berner Korrespondenten geschrieben: Heute (Mittwoch) Morgen, ein Viertel vor 6 Uhr — es war schon Tag — ging ein Arbeiter bei dem allen Fremden wohlbekannten Bärengraben vorbei. Er blickte schnell in den Graben hinunter. Wie gross war sein Erstaunen, als er auf dem Steinboden einen menschlichen Kadaver liegen sah, an dem die beiden Bären, zwei grosse, alte Tiere, begierig frassen. Der Mann war ganz entblösst, die Bären hatten ihm alle Kleider, mit Ausnahme von Schuhen und Strümpfen, vom Leibe gerissen. Die blaue Blouse, die man fand, lässt auf einen dem Arbeiterstande angehörenden Mann schliessen. Er ist etwa 30 Jahre alt und von kräftiger Statur. Kopf und Hals waren entsetzlich zerfressen, ein Arm und eine Hand war abgenagt bis auf die Knochen. Die Kopfhaut war losgeschält. Die Füsse waren intakt, am Rücken zeigten sich manche, vom Anpacken herführende Wunden. Der Bärenwärter ist Postangestellter und hatte gerade Nachtdienst. Die Familie des Wärters wurde von dem Arbeiter, der den toten Mann entdeckt hatte, geweckt. Schnell war die Polizei und der Regierungstatthalter v. Herenschwand zur Stelle. Die Tiere von der Beute zu verdrängen, war jetzt das schwierigste. Man zündete ein Strohfeuer an, doch blieb dies ohne Eindruck auf die Tiere. Einer riet, Knallbonbons loszulassen; die Magazine, die Bonbons verkaufen, waren jedoch noch geschlossen. Man dachte daran, mit Feuerhaken den Toten aus der tiefen Rotunde zu heben. Dann kam man auf den Gedanken, die Hydranten gegen die beiden fleisch- und blutgierigen Tiere spielen zu lassen. Das geschah. Zuerst erhob das Männchen die schwere Tatze, um den Wasserstrahl abzuhalten. Endlich zogen sich die Tiere in den Stall zurück. Die eiserne Fallthür wurde hinter gelassen, und nun konnte man in den Bärengraben gelangen. Die Leiche wurde in einen grossen Korb gelegt und in die Leichenhalle transportiert. Auf den Kleidern fand man ein Notizbuch, ferner einen Massstab. Die Identität des auf so seltene Weise umgekommenen Arbeiters konnte noch nicht festgestellt werden. Über den Hergang des Unglücks lassen sich bloss Vermutungen aufstellen. Die einen glauben, der Arbeiter sei betrunken über die nicht hohe Grenzmauer gestürzt, andere meinen, er könnte im Streite hinuntergeworfen worden sein. Der Vorfall muss sich in der Nacht ereignet haben. Die Tochter des Bärenwärters war bis um Mitternacht auf, sie hörte nichts. — Vor etwa 30 Jahren ist auf gleiche Weise ein Engländer, Namens Lorch, umgekommen. Er hatte gewettet, er laufe auf der Umfassungsmauer des Bärengrabens herum. Er stürzte dabei in den Zwinger. — In der Stadt Bern bildet das Ereignis das Gespräch des Tages. B. T. Bl. 8. 4. 1896.

70) Unter dem 21. Juli 1899 berichtete etwas ähnliches der Berl. Lok. Anz. **Ein Kampf mit Bären** hat dieser Tage im bekannten Volksmuseum „Skansen“ in Stockholm stattgefunden. Schon vor einiger Zeit machten die

Bären den Versuch, ihren Wächter zu überfallen, doch gelang es ihm, sich rechtzeitig zu retten. Seit dem Tage gingen die Wächter nur zu Zweien und mit Stöcken bewaffnet in den Bärenzwinger hinein. Wie notwendig diese Vorsichtsmassregeln waren, sollte sich bald zeigen. Als die Wächter kürzlich am Morgen den Käfig betraten, um die Bären zu füttern, stürzte einer der Bären sich plötzlich auf den einen Wächter und warf ihn zu Boden. Dann griffen beide Bären den anderen Wächter an, der, während der andere Mann sich schleunigst flüchtete, um sich zu retten, ins Wasser sprang. Die Bären folgten jedoch nach, und im Wasser entstand ein wütender Kampf, während dessen Mann und Tier im Wasser verschwanden. Einigen in der Nähe arbeitenden Leuten, die den Lärm gehört und zur Hilfe eilten, gelang es mit grosser Mühe, den Unglücklichen aus den Klauen der Bären zu befreien. Er war jedoch sehr schwer verletzt und hatte über 30 Wunden erhalten. In sehr leidendem Zustande wurde er ins Hospital gebracht. Es ist jetzt den Wächtern verboten worden, sich in den Bärenkäfig zu begeben. Das Essen soll hineingeworfen, und wenn der Käfig gereinigt wird, sollen die Bären hinter einem starken Eisengitter eingeschlossen werden.

71) Erstaunlich und ergötzlich zugleich ist es, dass als später in denselben Bärenzwinger zu Bern eine wild gewordene Kuh geriet, die Bären vor ihr Reissaus nahmen. Den ihnen bekannten Menschen verachteten die Bären; vor dem ihnen unbekanntem gehörnten Tier aus dem Rindergeschlecht hatten sie dagegen eine lächerliche Furcht, obwohl sonst die schweizerischen Bären nicht selten Kühe töten und auffressen.

E. Friedel.

71) **Eine Parforcejagd im Grunewald im Jahre 1714.** Von Jagdschloss Grunewald aus wird sich heute am Hubertustage nach alter Sitte der Jagdzug in Bewegung setzen, um der auf frischer Fährte angelegten Meute zu folgen. In langem Jagdgalopp wird an der Spitze des roten Feldes der höchste Jagdherr, der Kaiser, dem hellen Geläut der Hunde im herbstlich gefärbten Forst folgen, in welchem vor fast 200 Jahren der Begründer der Parforcejagd im Grunewald, der Kurprinz Friedrich Friedrich Wilhelm, der grösste Jagdreiter und Jäger unter den Hohenzollern, die ersten Jagd geritten hat.*) Leidenschaftliche Jäger sind mit wenigen Ausnahmen alle Hohenzollern gewesen, und selbst unter Monarchen, wie Friedrich der Grosse, Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV. kam das edle Waidwerk insofern zu seinem Recht, dass in beschränktem Masse wenigstens Hofjagden abgehalten wurden. Je nach der herrschenden Mode war der Jagdbetrieb verschieden; bis zum Regierungsantritt des Grossen Kurfürsten dominierte „das Jagen und Schlagen“ hauptsächlich auf Hirsch und Sau im Hauptjagen. Aus einem 4—5 Quadratmeilen grossen Bezirk wurde das Wild zusammengetrieben, mit hohen Tüchern eingestellt und dann in einem Tage auf einem

*) Die von mir s. Z. in „Wild und Hund“ veröffentlichten Bilder aus dem Jagdschloss Königs-Wusterhausen geben genauen Aufschluss über die Hetz und Parforcejagden jener Zeit.

Lauf erlegt, „wozu viel Jagdzeug, viele Jäger und eine zahlreiche Jagensmannschaft erforderlich war“. Zu einer Parforcejagd in grossem Stil gehört ein bedeutender Apparat, eine geschulte Jägerei, Jagdpferde und eine eingearbeitete Meute, ganz so wie es heut zu Tage noch am Berliner Hofe in beschränkterem Masse der Fall ist. Seit der Einführung der Parforcejagd ungefähr um 1700 ist im Grunewald mancher Hirsch und manche Sau halali gejagt. Die eigenartigste Parforcejagd aber, die je im „Grunen Wald“ abgehalten, fand 1714 unter Friedrich Wilhelm I. statt, denn das gejagte Wild war nicht auf märkischem Boden gross geworden. Ein veritabler Steinbock war es, auf dessen Fährte im November des Jahres 1714 die Meute angelegt wurde. König Friedrich I. hielt nämlich in der Menagerie zu Charlottenburg und im Hetzgarten zu Kölln an der Spree die seltensten Tiere zu allerlei Kurzweil und Ergötzlichkeit: Löwen, Tiger, Eisbären, braune Bären, indianische Raben und afrikanische Stachelschweine, Elche und Auerochsen aus den lithauischen Wildnissen, sowie im Jagdschloss Grunewald einen kleinen Stamm piemontesischer Steinböcke; gleich nach Übernahme der Regierung reduzierte der sparsame Nachfolger, König Friedrich Wilhelm I., diese kostspielige Einrichtung. Das fremde Getier ging an befreundete Höfe nur die afrikanischen Stachelschweine und die Steinböcke wurden auf Betreiben des Oberjägermeisters Samuel von Hertefeld im Grunewald „frey“ gelassen, um zu sehen, „ob sie sich vermehren würden“, so lautete wenigstens die Kabinettsordre dat. Kölln an der Spree, den 10. Januar 1714, an den Kastellan Mark auf dem Grunewald. Auf Vorstellung des Oberjägermeisters, dass „der alte Steinbock, ein schwarzer Satan, die Weibsen beim Holzlesen arg molestiert“, beschloss Se. Majestät, diesen böswilligen Burschen parforce zu jagen, welches anzusehen sich viele neugierige Berliner mit Weib und Kind durch den tiefen Sand nach dem kleinen Jagdschlösschen abquälten. Die Jägerei, an der Spitze der Oberjägermeister von Hertefeld, der Hofjägermeister Georg von Schlieben, Jagdjunker Benno Friedrich Brandt von Lindau empfing Se. Majestät vor dem Thore. Nach einem schnell eingenommenen kräftigen Frühstück zog der König auf seinem ostpreussischen Blauschimmel Hengst, gefolgt von den Jagdpagen Gloeden und Osten und den Kavalieren, der Stellstätte zu, wo die Meute englischer Parforce-Hunde, brav eingearbeitete „Lautläufer“, des Moments harrte, auf der vom Oberjäger Bock und den Besuchs-Knechten Wachs und Westrich ausgemachten Fährte angelegt zu werden. Zwölf Piqueure in roten Röcken mit grünen Sammetkragen, grünen Westen und Hosen, goldene Balletten auf den Schultern, vermochten kaum die wilde Gesellschaft zurückzuhalten. „Jagd frei!“ brauste das Feld hinter der lautjagenden Meute her, aber der schwarze Satan nahm nach kaum einer Viertelstunde in richtiger Erkenntnis einen 200 Morgen grossen undurchdringlichen Windbruch an, aus welchem er nicht zu vertreiben war. Missgestimmt kehrte Se. Majestät nach dem Jagdschloss zurück, „divertirte“ sich jedoch an einem Fuchsprellen im Schlosshof. Der grösste Parforcejäger damaliger Zeit, der alte Dessauer, der bei einer ordentlichen Jagd gewohnt war, mindestens drei „Klepper“ zu Schanden zu jagen, mehr wie 40 Thaler durfte aber ein „Schinder“ nicht kosten, wird über die Idee, einen Steinbock parforce zu jagen, gewaltig den Kopf geschüttelt haben. Nur die Herren

vom Marstall, Syberg, Schwerin und Schlieben, dürften vergnügte Gesichter gemacht haben, hatte doch die kurze Jagd vermutlich kein Pferdefleisch gekostet. Die Berliner werden sich dann wohl an den harmonischen Klängen der sechs doppelt gewundenen Waldhörner erquickt haben, die der Oberjägermeister von Hertefeld eigens bestellt hatte, und „worauf die Jägerburschen sich in der Musik exerzieren sollten, aus dem Clevischen, weil selbige allhier nicht so tüchtig, auch nicht vor den Preiss verfertigt werden.“ Das Stück hat aber auch acht Thaler gekostet, „daneben vor den Kasten, worinnen sie angekommen, und zu anderen notdürftigen Ausgaben zwei Thaler, an Postgeld allhier 6 Thaler, 4 Groschen und an Accise einen Thaler 8 Groschen.“

Berl. Lok. Anz. 3. Nov 1899. Genthe.

73) **Ein Jagdabenteuer.** Die gegenwärtige Zeit der Parforcejagden ruft die Erinnerung an ein interessantes Jagderlebnis des Prinzen Carl von Preussen, des Bruders des alten Kaisers Wilhelm, wach, das noch heute in Zehlendorf, am Schauplatz der That, durch eine Tafel verewigt ist. Es war am 26. November 1876, als auf einer vom Prinzen Carl von Preussen veranstalteten Saujagd ein handfester Eber aus dem Grunewald in das Dorf überlief und dort von dem Prinzen abgefangen wurde. Der mitanwesende Graf Hohenau II. wurde von dem gereizten Tier nicht unerheblich verletzt. Vor dem Gasthof des Kaufmann Thiele wurde Halali geblasen, der Eber aber wurde vom Prinzen Carl den Bewohnern Zehlendorfs geschenkt und noch am Abend auf der Thiele'schen Kegelbahn ausgespielt. Als später auf dem erwähnten Platz eine an das Ereignis erinnernde Tafel mit einer in bunten Farben gemalten Jagdscene errichtet wurde, wohnten der Schwager unseres Kaisers, Erbprinz von Sachsen-Meiningen, Graf Hohenau und zahlreiche Offiziere der Berliner und Potsdamer Garnison dem feierlichen Akte bei. Der Platz vor der Gastwirtschaft wurde „Halali-Platz“ genannt, und als im Jahre 1880 ein Original von Gastwirt, Namens Drenkow, die Gastwirtschaft übernahm, erhielt er, im Anklang an Homers „göttlichen Sauhirt“, den Beinamen „göttlicher Sauwirt“, und sein Lokal wurde die „Sauwirtschaft“ genannt. Welch' urgemütliche Stunden dort verlebt wurden, davon wissen noch heute zahlreiche Zehlendorfer Einwohner ein Lied zu singen. Als Drenkow sein zehnjähriges Jubiläum als „Sauwirt“ feierte, liess er vor seinem Lokal eine Silberlinde pflanzen, die einige Jahre hindurch an das originelle Ereignis erinnerte. Jetzt ist der Baum längst eingegangen, und auch der „göttliche Sauwirt“ ruht schon geraume Zeit unter dem grünen Rasen. Nur das verblasste Jagdbild erinnert noch an den einstigen Überläufer, den hier ein preussischer Prinz abfing.

Berl. Lok. Anz. 14. Nov. 1899.

74) **Die Jagd und das Sprichwort.** Dass das Wort „Kneipe“ der Jägersprache entstammt, dürfte gewiss viele überraschen. Das Wort „Kneipe“ ist der Sprache der Vogelfänger entnommen und bedeutet eine Spalte in einem Holze, welche klemmt und festhält, auch das Tellholz bei den Sprenkeln, wodurch die Vögel gefangen und festgehalten wurden. Sodann nannten die Vogelfänger auch die Schänkstuben „Kneipen“, in denen sie festgehalten wurden und mancher lockere Vogel gefangen wurde. Überhaupt sind aus

der Jagdsportsprache viele Ausdrücke in die allgemeine Sprache übergegangen und finden noch heutigen Tages vielfache Anwendung, ohne dass der eigentliche Ursprung und die Bedeutung derselben gekannt wird. So bedeutet „Auf Knall und Fall“ den Schuss und das gleichzeitige Zusammenstürzen des Wildes. — „Einem die Haut über die Ohren ziehen“, bedeutet das Abbalgen des Wildes. — „Eine feine Nase haben“ deutet auf die Spürnase des Jagdhundes hin. — „Sich drücken“ heisst so viel wie sich durch Niederdrücken den Blicken des Jägers entziehen. — „Durch die Lappen gehen“ erinnert an das Umzäunen des Jagdgebiets mit Garn, Netzen oder Tüchern, welche letztere, im Winde flatternd, das Wild vom Durchbruche abhalten sollten, oftmals aber ohne Erfolg. — „Prellen“ war früher ein beliebtes Waidmannsvergnügen bei der Fuchsjagd, wobei der Fuchs auf straff gespannten Tüchern in die Höhe geschnellert und wieder aufgefangen wurde. — Der Ausdruck „Auf den Leim gehen“ rührt von dem Vogelleim her, der zum Vogelfang benutzt wurde, und „Pechyogel“ hiess der, der an den Leimruthen kleben blieb. — „Pffiffig“ war der Jäger, welcher die Vogelstimmen zum Locken gut nachpfeifen konnte und alle Pfiffe verstand. — „Ausgehetzt“ ist dasjenige Wild, welchem durch keine Hetze beizukommen ist. — „Eine wahre Hetzjagd“, „abhetzen“ sind heute viel gebrauchte Ausdrücke, wie sich überhaupt deren noch viele finden, die auf die edle Jägerei zurückzuführen sind.

Berl. Lok. Anz. 5. Okt. 1899.

75) **Ein deutscher Nationalpark.** Die als so materialistisch und übermässig praktisch verschrienen Amerikaner können uns dennoch auf manchem Gebiete als nachahmenswerte Muster von idealistischer und ästhetischer Denkart dienen. So bestehen dort schon lange die sogenannten Nationalparks, d. h. Landgebiete, die der Bebauung und der sonstigen Kulturbehandlung gesetzlich entzogen sind, um auch späteren Generationen Beispiele gewisser von der Natur geschaffener Bodenformationen mit ihren tierischen und pflanzlichen Bewohnern unverändert zu überliefern. Es ist sehr dankenswert, dass jetzt auf Anregung des Dr. Wetekamp im landwirtschaftlichen Ministerium Verhandlungen gepflogen werden, die die Schaffung eines deutschen Nationalparks in Aussicht stellen, so dass z. B. Wisent, Biber, Luchs, Elch, Nörsz, Wildkatze u. a. m. der jetzt drohenden Vernichtung entzogen werden. Freilich wird dieser deutsche Nationalpark bei weitem nicht die Grösse der amerikanischen erreichen; hat doch z. B. der berühmte Yellowstonepark die Grösse der halben Provinz Westfalen, der Yosemitepark diejenige von Braunschweig und der wesentlich zur Konservierung der berühmten Mammothbäume bestimmte Sequoiapark die Grösse des Hamburger Staatsgebiets; an die Freilassung solcher Riesenflächen ist ja bei uns nicht zu denken, aber einige Quadratkilometer werden wir doch wohl erübrigen.

Berl. Lok. Anz. 6. Okt. 1899.

76) Hierzu gestatte ich mir folgende Nachschrift. Einen Nationalpark in dem vorstehenden Sinne in Mitten von Deutschland anzulegen, worin auch die grössern deutschen Raubtiere als Wildkatze, Luchse, Wolf, Bär, frei herum laufen, ist einfach ein Unding und würde niemals genehmigt werden

können. Ein der Sache entsprechendes Unternehmen wäre es, den zum skandinavischen Volksmuseum und Freiland-Museum (vgl. No. 70) in Skansen bei Stockholm befindlichen Tierpark nachzuahmen. Dazu bedarf es eines malerischen wilden Berggeländes mit schäumenden Bächen und grünen Matten; dort könnte man die schädlichen Tiere in grossen Gehägen, Bergen und die nützlichen Tiere sich noch freier bewegen lassen, jedenfalls unendlich viel ungezwungener als in den grössten Zoologischen Gärten. Dort könnte man das Elch und den Auerochsen und den Biber ansiedeln. Dort müssten auch die Hauptvertreter der freiwillig wachsenden deutschen Baum- und Strauchwelt angepflanzt werden. In den thüringischen Waldgebirgen dürfte sich ein solcher deutscher Nationalpark unter dem Schutze eines unserer wald- und waidliebenden Fürsten ohne besondere Schwierigkeiten schaffen lassen. Ein Freiland-Museum — im kleineren Massstab des Skansen-Freiland-Museums — möchte ich neben dem Neubau des märkischen Museums in dem dazu vorzüglich geeigneten Köllnischen Park einrichten. Vor allem müsste dort ein Bären-Zwinger und eine Wolfs-Schlucht sein. Auch würde ich gern daselbst die übrigen Haupttypen der brandenburgischen Tierwelt hegen, alles vom Standpunkt der Heimatkunde und der Heimatgeschichte, also von ganz anderen Gesichtspunkten aus als sie im Zoologischen Garten hierselbst massgebend sind. Ob es aber, bei der Schwierigkeit, die es macht, neue Ideen zur Verwirklichung zu bringen, gelingen wird, diese Vorschläge durchzusetzen ist mir zweifelhaft. Und doch meine ich, könnten dieselben, wenn man sich mit Eifer dahinter setzte, verwirklicht werden und zwar fast ohne Belastung der Stadtkasse. Es würden sich sicherlich hochherzige Bürger finden, welche die Tiere und ihre Gelasse stifteten und auch Mittel zur Pflege und Instandhaltung aussetzten. Vielleicht bringt das neue Jahrhundert die Verwirklichung dieses märkischen Freiland-Museums im Köllnischen Park, welches unserer Bevölkerung recht eigentlich zur Belehrung und zur Unterhaltung dienen würde. Ein auf meine Anregung gemachter bescheidener Anfang, das für die heimischen Kriechtiere und Lurche eingerichtete Freiland-Vivarium im Humboldthain ist den Mitgliedern und Freunden der Brandenburgia durch die Besichtigung am 26. Juni 1895 (Brandenburgia IV. 107) bekannt geworden.

Berlin, den 23. Dezember 1899.

E. Friedel.

77) **Die Rieseljagd in Osdorf am 11. Januar 1881.** (Originalbericht des „Berliner Tageblatts“.) Bei bitterer Winterkälte, aber an einem hellen, prächtig klaren, windstillen Morgen, der die — 8° R. wenig empfindlich erscheinen liess, versammelten sich die ca. 30 Schützen der diesjährigen Osdorfer Hasenjagd auf dem Bahnhof Lichterfelde, von wo dieselben mittels Wagen nach dem Kieferngehölz an der Ecke des Giesensdorf-Osdorfer Weges befördert wurden. Die weiteren erforderlichen, sehr präzisen Dispositionen wurden von dem Stadtrat Marggraff, Vorsitzenden der städtischen Kanalisation und dem Baurat Hobrecht, Chefingenieur derselben Behörde, zwei erfahrenen Jägern vor dem Herrn, mit Umsicht getroffen. Es wurden keine Kesseltreiben,

vielmehr mit Rücksicht auf das Terrain fünf Vorstehetreiben in Scene gesetzt. Die Schützen, unter denen wir ausser den genannten Herren und den Osdorfer Beamten die Stadträte Kunz, Meubrink, Friedel und Walcker, die Stadtverordneten Hermes, Gerth, Schuppmann, Salge, Seibert, Gericke II, sowie viele geladene Gäste und Nachbarn bemerkten, entwickelten sich zu einer langen Feuerlinie, während die Treiber von einem weiten Halbkreis aus, mit lautem Hoho! und Horidoh! entsetzlich lärmend, alles jagdbare Wild den lauernden Flinten zuzutreiben bemüht waren. Unter letzteren fanden sich alle denkbaren Mordinstrumente vertreten von den feinsten Leue und Timpe, Barella, Dreyse und Lefauchaux bis zur altertümlichen, der Aufnahme in das Märkische Museum würdigen Donnerbüchse und dem nachgerade auch schon prähistorischen „Kuhfuss“. Das Bild der Jagd war ein äusserst ansprechendes und übersichtliches, da sich auf den endlosen Schneeflächen auch der kleinste dunklere Gegenstand auf weithin scharf markiert abhob. Für die Schützen, welche in dem Hölzchen nach dem Gehöft von Osdorf standen, erinnerte die Einleitung des „Feuergefechts“ an die kleinen Franktireur-Scharmützel im gleichen Monat vor zehn Jahren. Das Geknatter der Flinten begann auf dem linken Flügel, immer näher tönt das Geschrei der Treiber, endlich versuchen ein paar „Krumme“ sich in dem äussersten Winkel der Schützenkette durchzuschleichen. Ein halb Dutzend grobe Schrotladungen bringen sie als bald zur Strecke und belehren sie, dass die Abrechnung der Zeche für geüsten städtischen Rieselkohl gekommen ist. Die Treiben II, III und IV ziehen sich nach der von Berlin auf Grossbeeren zu führenden Chaussee und die Rosinanten der dort verkehrenden Berliner Milchwagen, sowie ihre verschlafenen Kutscher sind höchlichst verwundert über das kriegerische Treiben auf dem seit dem denkwürdigen Schlachttage gleichen Namens vielleicht selten durch so viele Schüsse unsicher gemachten Wege. Der Vater des Berliner Aquariums giebt hier auf bedeutende Entfernung einen Meisterschuss auf einen unglücklichen Lampe ab, der ohne zu mucksen tot hinfällt. Andere Hasen, welche offenbar die Jagdgesetze zu ihrem Frommen gut auswendig gelernt haben, begeben sich auf Gilkasches Heinersdorfer Terrain; im Jagdeifer stürzt ihnen ein Dutzend Treiberjungen nach, um sie wieder auf städtisches Terrain zu lootsen, allein das Auge des Gesetzes wacht, indem im richtigen Moment der nachbarliche Feldhüter oder Flurschütz erscheint und den Über-eifrigen ein Quos ego! zuruft. Ein im freien Felde bei einem Schuppen aufloderndes Feuer gemahnt endlich die ermüdeten Sportsmen, dass es Frühstückszeit ist, und bald lagerte sich die ganze Gesellschaft um die von dem Restaurateur des Bahnhofs Lichterfelde, Herrn Schultz, aufgeschlagenen Feldtische. Bei Knackwurst und Jauerschen, Sülze und Eisbein in Begleitung von Portwein- und Sherrypunsch wurden die Erlebnisse besprochen, hier gespöttelt, dort gelobt, wie das so Brauch unter den Freunden der Diana. Alles, was über Müdigkeit und Embonpoint, Chiragra und Podagra, Hexenschuss und „Reissmaltüchtig“, Kälte und Schnupfen geklagt hatte, verschnaupte und erholte sich hier wieder, und die beiden folgenden letzten Treiben wurden mit Eleganz abgehalten. Leider ist das Ergebnis der Hasenjagd diesmal schwächer, als im vorigen Jahr. Der „Krumme“ thut sich zwar auf dem Berliner Kommunalkohlfeld nachts gütlich, tags aber ist er so undankbar,

auf die Felder der Herren Nürnberg, Gilka und Benno Meyer zu gehen, deren Jagd auf diese Weise erheblich aufgebessert worden ist. Ob ihm mehr die Nässe oder die Ausdünstung der Rieselfelder oder das viele Arbeitspersonal von Osdorf unleidlich ist — quien sabe? — Wahrscheinlich tragen alle drei Umstände dazu bei, ihn aus dem Kanalisationsterrain zu vertreiben. Dagegen fiel den Teilnehmern die Menge von Rebhühnern auf, welche gelegentlich des Treibens aufgeschreckt wurden, wegen der Schonzeit aber nicht geschossen werden durften. Noch einen Vorteil hat die diesmalige Jagd, ausser dem Schussgeld für die erlegten Hasen, der Kommune Berlin dadurch gebracht, dass sich hier wohl über 100 Zeugen von den geradezu komischen Übertreibungen überführen konnten, welche aus Veranlassung des neulichen Rohrbruchs der Kanalisationsleitung über den angeblich dadurch verursachten Schaden kolportiert worden sind. Von einer Unterwaschung oder Beschädigung der Chaussee vermochte das kritischste Auge keine Spur zu entdecken. Um 3 Uhr nahmen die Teilnehmer ein gemeinschaftliches Essen im Bahnhof Lichterfelde der Anhalter Bahn ein und fuhren, bis zum letzten Augenblick vom herrlichsten Wetter begünstigt, 52 Minuten später nach Berlin zurück. Uns aber fallen gerade die Worte in die Augen, welche Landgraf Philipp von Hessen in seinem Testament brauchte: „Hätte der Herr kein Wildpret haben wollen, so hätte es seine Allmächtigkeit nicht in die Arche Noah lassen nehmen, es sollen sich die Herren damit zu Zeiten verlustieren, die sonst mit schweren Geschäften überhäuft sind. Die Herren vernehmen auch, wenn sie auf der Jagd sind, wohl mancherlei, was ihnen sonst entgeht; sie lernen ihr Eigen und ihre Grenzen besser kennen, und mancher arme Mann kann dabei mit ihnen sprechen, der anders nicht zugelassen wird.“ — Und damit auf Wiedersehen im städtischen Wildanger anno 1882!

E. Friedel.

B. T. Bl. 13. Jan. 1881.

78) **Wild innerhalb Berlins.** (Wachteln No. 1, Rebhühner No. 35, wilde Kaninchen No. 42, Marder, Iltis, Wiesel No. 79.) Im dem Teile des Invalidenhaus-Parkes um die Gnadenkirche sind grosse cylinderförmige Körbe zur Aufnahme überflüssig gewordenen Packpapierses aufgestellt. Ein solcher befindet sich dicht neben der Bank unter dem alten Ahorn unfern des Grenzzaunes der anstossenden Gärtnerei. Durch den Boden des Korbes haben Ratten ein Loch genagt, um einschlüpfen und nach Speiseresten suchen zu können, das zu gleichem Zwecke auch von Mäusen benutzt wird. Als vor ein paar Tagen zwei Arbeiter früh von der Kessel- nach der Invalidenstrasse dort vorübergangen, sahen sie, dass der Inhalt des Korbes sich bewegte und sich ein Tier mit langem buschigen Schwanz und weisser Kehle, ein prächtiger Steinmarder, darin zu verbergen suchte, den abzufangen, um den herrlichen Winterpelz ihm auszuziehen, sie sich jedoch vergeblich bemühten. Denn, wütend um sich beissend, war der Marder mit einem Satze auf dem Baume, spitzte die Ohren und fletschte die Zähne. Die „Jäger“ hatten nur noch das Nachsehen und waren ärgerlich, dass ihnen „dieser schöne Weihnachten“ entgangen war; denn „zehn Mark sei der Pelz doch wohl wert“. Wie der Parkaufseher weiss, sind Marder an dieser Stelle

keine Seltenheit und dringen vom Invalidenhouse her hier ein. An der Torfstrasse sind Jagden auf Marder, Iltisse und Wiesel bei strenger Kälte durchaus nicht ungewöhnlich. Hier hausen die Tiere in den alten hohlen Pappeln hinter den morschen Bretterzäunen über dichtesten Bocksornhecken. Der Fang erfolgt derart, dass an dem Schlupfloch ein Sack befestigt und der betreffende Räuber durch Anwendung von allerlei Chikanen, selbst Feuerbränden, hineingetrieben wird. Die Jagden sind hier Notwehr; denn die Räuber dringen am Abend in die Höfe vor und würgen das Hausgeflügel ab.

N. Z. 29. 12. 1899.

Kleinere Mitteilungen.

Der Mariensee bei Kloster Chorin. Exkursionsbericht des Märkischen Provinzial-Museums vom 21. Juli 1895 erstattet von Ernst Friedel.

Es interessierten uns heut weniger die herrlichen, aber ungezählte Male beschriebenen Kosterruinen von Chorin, welche auch wohl noch einmal ihre Wiederherstellung, ähnlich der Ruine von Lehnin, erleben werden, als wie die naturgeschichtlichen Verhältnisse des vom Kloster östlich belegenen Amtssees, gewöhnlich choriner See oder mit ältester Bezeichnung Mariensee (Stagnum Beatae Virginis Mariae) genannt.

Der See mit meist steil abfallenden Ufern hat an sich etwas Feierliches und Finsteres, was selbst heut mitten im Sommer sich geltend machte. Man sieht dem Gewässer an, dass es zu allerhand Legenden und Sagen Anlass geben mag.

Ein alter Fischer, welcher gleichzeitig den Dienst als Bademeister versieht, brachte uns nach der im See befindlichen, von fernher schon an ihrem prächtigen Baumwuchs kenntlichen Insel.

Dieselbe enthält zwischen der Anfuhr und der Badestelle einen festen diluvialen Kernboden mit vielen grossen erratischen Blöcken; daneben schliesst sich eine sehr sumpfige mit Erlen und Farrenkraut bestandene verschilfte Stelle an, welche sich einem vorspringenden Punkte des festen Ufers unterhalb des Forstgartens nähert. Man kann aber — bei Lebensgefahr — weder hier hindurch schwimmen, so verkrautet, noch hindurch waten, so weich, trotz des trockenen Hochsommers, ist der Grund. Dasselbst soll nach Herrn Hegemeister Raatzs Meinung eine Brücke oder Fuhr nach der Insel geführt haben, und in dem versumpften Teile vermutet er einen wendischen Pfahlbau als Unterlage.

Wir haben äusserlich nichts davon entdecken können, es sind hier freilich in unendlicher Zahl Erlenwurzeln verzweigt, welche das Nachgraben sehr erschweren. Diese Erlen treiben aus den im Seewasser freiliegenden Hauptwurzeln unzählige kleine fuchsrote oder orangegelbe Saugwurzeln, oft in einer Länger bis zu 2 Meter ohne irgend welche Erde, frei in das Wasser des Sees hinein. Flottieren diese, wie heut der Fall war, in Folge des Windes lose im Wasser, so gemahnt der Anblick an eine auf- und niedertauchende

Seetang-Bank in einer Meeresbucht, oder mit größerem Vergleich an einen schwimmenden Fuchspelz. Man kann sich nur schwer von der Wahrheit, dass es sich, wie gesagt, lediglich um zahllose ohne Erde frei im Wasser gewachsene Sauge-Wurzelpolster von *Alnus glutinosa* handele, überzeugen.

In den dreissiger Jahren sind auf dem kleinen Eiland schöne Bäume, namentlich Rottannen angepflanzt worden, die sich mächtig entwickelt haben, desgl. finden sich allerlei verwilderte Zierstauden, Johannisbeersträucher und dergl. als Überlebsel früherer sorglicher menschlicher Kultur vor. Auch Reste eines Fachwerkbaues einer hier vor Jahrzehnten bestandenen Bleicherei sind noch da.

Im Wasser liegen zahlreiche vom Winde umgestürzte Bäume, Erlen der beschriebenen Art, die allmählich durch den Wellenschlag gänzlich unterspült und abständig wurden, desgl. Espen, Weiden und auch einzelne Eichen.

Unser Ferge und gleichzeitige Führer wollte hierauf die vermuteten Pfahlbauten beziehen, meinte dagegen, südlich von Chorin im Bach-See (oder Bahr-See der Generalstabskarte) ständen in der Mitte eine Menge von eingerammten uralten Pfählen, die darauf, dass hier in der Vorzeit eine Besiedelung bestanden haben könne, einen Schluss erlaubten. Die Stelle verdient eine Untersuchung.

Noch sei erwähnt, dass in dem Sumpf der Insel im Amtssee einzelne grosse Geschiebeblöcke lagen, welche nur durch die Wurzeln der hier wachsenden Birken, Weiden und Erlen vor dem Versinken geschützt worden sind. Diese Steine müssen, wann ist wohl nicht mehr festzustellen, durch Menschenhand hier hingeworfen sein. Der teils sumpfige, teils mit Wurzeln und altem Holzwerk bedeckte Seeboden rät im Amtssee überall zu grosser Vorsicht beim Baden.

Unterhalb der Neuen Klosterschenke ist eine oben abgerundete Steinplatte zum Gedächtnis einer im Amtssee i. J. 1893 wenige Schritt vom Ufer hier ertrunkenen jungen Berliner Dame, Fräulein Siems, aufgestellt, ein Mahnzeichen, das zur Vorsicht beim Baden an dem jäh in den See abfallenden Ufer auffordert, da der Grund des Gewässers teils morastig, teils mit Wasserpflanzen und Wurzeln durchsetzt ist, die dem Badenden oder Schwimmenden gefährlich werden können.

Einen Abfluss hat der See an der Nordwest-Ecke. Dieser Bachgraben, in dessen Nähe altes Mauerwerk der Kloster-Umfassungsmauern steht, hat romantische Ufer, ist tief eingeschnitten und murmelt klar und stark strömend über steinigen Grund. Dieser Abfluss steht nordöstlich mit dem Weissen und dem Grossen Paarsteiner See in Verbindung. An dem Mörtel des alten Mauerwerks wurden an, für unsere Gegend selteneren, lebenden Schnecken vor allem die den Mönchen als leckere Fastenspeise gedient habende fette grosse Weinbergsschnecke *Helix pomatia* L. gesammelt, ferner eine kleine flache Schnirkelschnecke *Helix rotundata* Müll. und eine Schliessmundschnecke *Clausilia laminata* Mont. In dem Bachgraben fanden sich an Muscheln, ausser zahllosen *Sphaerium corneum* L., *Unio batavus* Lam. im See *Unio tumidus* Retz. und *U. pictorum* L., die Teichmuschel *Anodonta piscinalis* Nilss. sowie die Deckelschnecken *Vivipera vera* v. Frauen und *V. achatina* Müll.

Besondere Aufmerksamkeit wurde den Lurchen geschenkt, da sich auf sie, eine bei unsern Klosterseen wiederkehrende Volksüberlieferung bezieht. A. d. Kuhn (Märk. Sagen, 1843 Nr. 192) erzählt von den stummen Fröschen zu Chorin. „In dem bei den Kloster Chorin gelegenen kleineren Mariensee befindet sich zwar eine grosse Zahl von Fröschen, aber so viele ihrer auch darin sind, so lässt doch keiner irgend jemals sein Gequäk vernehmen. Das kommt, wie einige behaupten, daher, dass, als das ganze Kloster verwünscht worden, auch die Frösche mit verwünscht und zu ewigem Schweigen verdammt wurden. Andere behaupten, einst als noch Mönche in dem Kloster wohnten, hätten die Frösche mit gewaltigem Gequäk die Andacht derselben gestört, so dass die Frommen, als es gar kein Ende hätte nehmen wollen, endlich Gott gebeten jene auf ewig verstummen zu machen, und das sei auch augenblicklich in Erfüllung gegangen. Seit dem Augenblick sind nun die Frösche stumm bis auf den heutigen Tag. *)

In dem See fanden wir den Wasserfrosch, unsern gesangslustigen „grünen Jüger“ (*Rana esculenta* L.) nicht vor, es wurde uns bestätigt dass er dem See fehlt.

In der Nähe des Ufers sprang allerdings der Feld- oder Grasfrosch (*Rana muta* Laur.) herum, derselbe geht aber nur gedrungen ins Wasser und wir konnten ihm nur durch Treiben, in das Wasser des Sees zu flüchten, nötigen, welches jetzt im Hochsommer + 15° R hatte, also ganz annehmlich warm war. Gleichwohl verliessen diese Landfrösche sofort wieder das Wasser. Dieser Frosch ist, wie sein Artnamen richtig besagt, meist stumm. Die Ursache, weshalb die eigentlichen Quakfrösche den See meiden, namentlich in ihm nicht laichen, liegt in seiner Kaltgründigkeit, welche wiederum mit kalten Quellen zusammenhängt. Auch wird das Seeufer derartig an vielen Stellen von den über demselben hängenden Baumästen beschattet, dass das Wasser an der Oberfläche eine den Wasserfröschen nicht zusagende Kühle hat. Wir erklären uns aus diesem Fehlen der sonst so lauten eigentlichen Wasserfrösche die Sage von den stummen Fröschen. Die erste Version der Sage nach Kuhn ist offenbar nachreformatorisch als das Volk über das Eingehen des Klosters grübelte; die zweite Fassung ist gewiss die ältere. — Auch Erdkröten (*Bufo vulgaris* Laur.) waren in Menge nahe dem Ufer sichtbar.

Von Mariensee besuchten wir das nordwestlich belegene Dorf Chorinchen, woselbst nach der Sage,**) die letzte Schlacht geschlagen wird, so blutig, dass das ganze übrig bleibende deutsche Heer unter einem alten Knödelbaum Platz findet. Auf dem Wege vom Dorf Chorinchen nach der Chaussee zum Bahnhof Chorin links fanden wir den Boden, um Wegebaustoff zu gewinnen, ausgeschachtet. Dabei ist eine flach gewölbte Sandkuppe angeschnitten, welche etwa einen Meter unter dem obern deckenden Flugsand eine weit ausgedehnte, vielleicht mehrere Magdeburger Morgen

*) Vgl. W. Schwartz: Sagen und alte Geschichten der Mark Brandenburg. 3. Aufl. (1895) Nr. 89.

***) Schwartz a. a. O. Nr. 90. — Die Brandenburgia war am 2. September 1894 in Chorin. Brandenburgia III. S. 127–132.

grosse Brandschicht von mehreren Zoll Dicke zeigte, in der wir wendische Thongefässreste (B. II. 20578 des Märk. Museums) fanden, anscheinend von einer Ansiedlungsstelle herrührend.

Ueber die Bedeutung von Wik — Inwik — Wikbild — Weichbild etc., Begriffe, welche auch in der märkischen Heimatkunde eine Rolle spielen. R. Henning-Strassburg sagt bei seiner ausführlichen Erörterung über „Meitzens Siedelung und Agrarwesen“ (Zeitschrift für deutsche Altertumskunde) Nr. 43, Berlin 1899, S. 249 hinsichtlich des Wortes „Wik“ folgendes: „Eine der ältesten Benennungen solcher Anlagen [d. h. der nordd. Stadtanlagen] ist jedenfalls das Wik, vgl. „die alte Wik“, die Domfreiheit in Hildesheim, die alte Wik oder Brunswig in Braunschweig u. s. f. Das Wort hat seine eigentliche Verbreitung in Sachsen und Niederdeutschland. Dass es aus dem lateinischen vicus entlehnt sei, wie Kluge meint, halte ich für ganz unwahrscheinlich. Wie sollten die Deutschen, die immer ihre Dörfer hatten und benannten, in einer von direkten römischen Einflüssen und Überlieferungen entfernten Gegend zu der Entlehnung gekommen sein? Sollte man dann nicht eher am Rhein und in Oberdeutschland solche Namen erwarten, die hier jedoch völlig fehlen? Das Wort ist alt und bezeichnet wohl ursprünglich eine regelmässige, gesicherte Anlage. — Nach solchen offenbar kunstgerechten Lagerplätzen wurden die in England sich einnistenden Feinde nach Bugges und Müllenhoffs Ansicht (Beowulf S. 97) „Wikinger“ genannt. So ist das Wort und zweifellos auch die Sache älter, als dass für diese Anlagen an südliche Einflüsse gedacht werden könnte. Sie gehen in die Zeit der ältesten sächsischen (und wendischen?) Städtegründungen zurück, welche eine übersichtliche und schützende Anlage mit einander vereinigten, wie das zweifellos schon für die Lagerplätze der Wikinger anzunehmen ist. Das Wort wird zu wiken, „weichen, Platz machen“, gehören und bezeichnet eine Stelle, von der man zu weichen hat, die aus den sonstigen Ortsverbänden herausgelöst und insofern auch eine „Freiheit“ (vgl. Domfreiheit, Schlossfreiheit) oder Immunität ist.

So wird man die äusseren Vorbilder für die „Wiken“ und die regelmässigen Stadtanlagen zunächst bei denjenigen Stämmen zu suchen haben, welche zuerst und vor allem in der Fremde gesicherte Lagerplätze absteckten. Dass die sächsischen Kolonisten und die nordischen Seevölker dabei eine grössere Rolle gespielt haben, ist nicht zu bezweifeln, und so sei nochmals an die nordischen Dörfer erinnert, mit dem grossen freien Mittelraum, der bei regelmässiger Anordnung viereckig oder rund wird, — dem Vorbild aller Märkte mit ihrer Orientierung nach den Himmelsrichtungen und den vier Wegen, welche zum Orte führen: Merkmale, die auch bei der Stadtanlage der Slavenländer wiederkehren.“

E. Fr.

Warum ist unser heimischer Weinbau zurückgegangen? Dies Thema, welches in unserer Brandenburgia mehrmals besprochen worden, ist auch sonst bezüglich Norddeutschlands vielfach erörtert worden. Gewöhnlich

werden als Gründe angeführt: a) Verwüstung der Weinberge im dreissig-jährigen Krieg, b) Fehlschlag der Traubenernten durch Erfrieren der Reben oder kalte Sommer, c) Veränderung des Geschmacks, der vollere und bessere Trinkweine bevorzugt, d) zunehmende Einfuhr billigerer Tafeltrauben und billigerer leichter Weine aus den verschiedensten besser belegenen Teilen Europas und anderer Erdteile.

Einen neuen Grund zum Rückgange der Rebenzucht führt der Dirigent der önochemischen Versuchsstation zu Geisenheim Dr. Kulisch ins Feld. Der sehr rührige Gewerbe- und Gartenbauverein zu Grüneberg hat genannten Sachverständigen zu einer Prüfung der Weinbau-Verhältnisse an Ort und Stelle veranlasst. Die vorgenommene Kostprobe der Weissweine hat Herrn Dr. Kulisch durchaus befriedigt. Der Wein, welcher in Berlin den Spitznamen „Grüneberger Schattenseite“ führt, ist in der That besser als sein Ruf und ward als für Handelszwecke wohl geeignet befunden. Aber nur der Weisswein; dagegen konnte Dr. Kulisch den zwar an sich brauchbaren Rotweinen nicht das Wort reden, indem die Grüneberger Rebe, wie das deutsche Gewächs in allen Weinbaugesegenden sich besser zu Weissweinen als zu Rotweinen eigne. Alle deutschen Rotweine, meint Dr. K., stehen den Rotweinen südlicher Länder nach, da dem deutschen Erzeugnis fehle, dass es weich, herb, feurig und warm sei. Ausserdem findet Dr. K. — und dies ist eben das auch wohl für die Provinz Brandenburg geltende Novum —, dass der Grünberger Sandboden infolge der Jahrhunderte hindurch betriebenen Weinkultur bodenmüde und bodenhungrig geworden ist; er empfiehlt deshalb zum Wiederaufbau der ausgesaugten Stoffe, deren die Rebe bedarf, eine gründliche Erneuerung durch zusagendere Düngung mit tierischen und pflanzlichen Stoffen, als Beigabe mit Kalk, Kainit und Thomasmehl. Für sehr geeignet erachtet Dr. K. den Torfmüll-Dung. Auch sollte eine Verjüngung der Weinkulturen durch Aufzucht neuer Reben aus Reisern angestrebt werden. (Vgl. Mitt. über Landwirtschaft etc. Berlin 1898, Nr. 29.)

E. Friedel.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.